
FORUM: Die Arbeit und ihre Zukunft

Claus Koch: Arbeit verbindet nicht, Arbeit trennt

Claus Koch, geb. 1929 in München, war in den sechziger Jahren Redakteur der Zeitschrift „atomzeitalter“ und in den siebziger Jahren Mitherausgeber der Vierteljahreszeitschrift „Leviathan“. Er lebt als freier Publizist in Berlin.

Dieses ganze Jahrhundert hindurch hat organisierte Berufsarbeit Gesellschaft geschaffen. Sie hat die im Staat zusammengefassten Bürger zu Gesellschaftsmitgliedern gemacht, indem sie die Pflichten und die Rechte eines jeden in gemeinsamer Ökonomie zur Geltung brachte. Gesellschaft war fortwährende Arbeitsteilung im reißenden Fluss des Fortschritts; im Vorantreiben der Arbeitsteilung integrierten sich die europäischen Gesellschaften und wandelten sich immer erneut zu Ganzheiten.

Am Ende dieses Jahrhunderts ist die Arbeit zu einem Element der Desintegration geworden, der gesellschaftlichen Spaltung. Fortschritt ist nun immer weniger etwas Gemeinsames, Arbeitsteilung fasst nicht mehr zusammen. An die Stelle des Fortschritts ist der leere Begriff der Innovation getreten. Innovation aber kann nicht mehr, durch schöpferische Zerstörung, die Gesellschaften zu ihrer ständigen Erneuerung treiben, weil sie einen wachsenden Anteil der Bevölkerungen nicht mehr in die Arbeitsteilung hineinziehen kann. Auch wenn Fortschritt immer ein schmerzhafter Prozess war, so versprach er doch gemeinsame Bereicherung und Erweiterung. Innovation dagegen wird vor allem als Erneuerung durch Reinigung verstanden. Sie bedarf immer erneut des Überflüssigen an den Gefügen der Gesellschaft - das man loswerden muss, das man durch Technik ersetzen kann. Wo der Fortschritt Fülle durch Arbeitsteilung und Teilhabe aller in der gemeinsam betriebenen Technik bedeutete, ist Innovation nur noch Potenzierung von Energie durch Abmagerung. Das erzwingt die Zunahme von prekärer Arbeit, die Vermehrung der working poor den Rückzug vieler Frauen aus beruflicher Vollarbeit und die organisierte Resignation der Frührentner in fast allen europäischen Gesellschaften. Mit der Vermehrung der amputierten Arbeitsbürger aber schwindet die Gesellschaftlichkeit: Es können immer weniger Bürger, auf die Nation im Staat und auf die gemeinsame Demokratie verpflichtet werden. Mit der Spaltung durch Arbeit nimmt also die politische Verwahrlosung zu.

Die Arbeit hat keine Zukunft. Das heißt, sie drückt keine Erwartung in eine gesteigerte Vernünftigkeit der Kollektive aus, die durch gemeinsame Mühe, durch gemeinsame Erfahrung und durch gemeinsame Erfindungskraft hervorgebracht wäre. Die Arbeit hat keine Zukunft, weil sie keine Zeit hat, nicht in der Geschichte steht. Sie ist heute kein Hoffnungswort mehr - wie es einst ja auch „Gesellschaft“ war -, sondern schrumpft auf die reine Funktionalität ihres Vollzugs. Sie bindet nur noch zusammen durch die pure Notwendigkeit des Broterwerbs.

Dass die Arbeit keine Zeit und somit keine Bedeutung für das Individuum habe, das durch sie sich in der Welt orientiert, wird auch von einer neuen Tonangeber-Mehrheit der Medienindustrie propagiert. Und es wird geradezu bejubelt von den Ideologen der Virtualität, die heute die Parolen der Kommunikationsindustrien ausgeben. Die Parole, dass die Arbeitsgesellschaft keine Zukunft habe, ist auch durchaus attraktiv. Sie findet Gehör vor allem bei einer Mittelklassen-Generation, die nicht mehr in den Gewissheiten der wohlfahrtsstaatlichen Jahrzehnte aufgewachsen ist und auf dem schwankenden Boden des globalen Spekulationskapitalismus balancieren muss. Für viele ist es verlockend zu hören, dass mit dem Verschwinden der Arbeit als einer kollektiven Hoffnungsidee auch die Gesellschaft als ein Vernunftziel und damit als eine Verpflichtung auf Gegenseitigkeit abgeschafft wird. Denn das verspricht eine Befreiung des Individuums, eine Befreiung von Zeit - denn Zeit ist ja immer eine Last. Das Dauer-Tamtam der Medienkultur, dass der alte Herrschergott namens Arbeit und mit ihm die Zwänge der Arbeitsgesellschaft im Verbleichen seien, findet desto mehr Zustimmung, je mehr sich Entwertung und Prekarität der Arbeit ausbreiten. Wenn man sich schon gezwungen sieht, sich bei der Zulassung zur Brotarbeit mehr und mehr dem Glückszufall zu überlassen und nicht zuletzt auf Tricks der Selbstdarstellung - dann kommt man mit sich besser zurecht, wenn man die Arbeitsgesellschaft und damit Gesellschaft schlechthin für veraltet erklären darf. Dann braucht man sich auch nicht mit den sinnlosen Aufforderungen des Staates und seiner Repräsentanten zur Solidarität herumzuschlagen. Da die Idee von der Arbeitsgesellschaft und somit von der Zukunft der Arbeit ohnehin nicht mehr viel trägt, lebt man vielleicht ein wenig leichter, wenn man auf sie ganz verzichtet.

Es sind nicht nur die Foren der Modesoziologen, der Kulturdesigner, der Virtualitätsakrobaten und der neoliberalen Extremisten, auf denen die Zukunftslosigkeit, der Arbeit als eine gute Botschaft verkündet wird. Die Arbeitsgesellschaft wird als eine veraltete Geschichtsgestalt auch preisgegeben von menschenfreundlichen Utopien wie derjenigen von André Gorz, der gerade eine gerechte Umverteilung von Erwerbsarbeit zum Ausgangspunkt für eine Selbstbefreiung, für eine neue Sozialität macht. Die Berufsarbeit als Hauptquelle des Lebensunterhalts soll nicht mehr wie im Industriezeitalter das mächtigste Band der Gesellschaft und zugleich der Ort sein, an dem Welterfahrung und Verantwortungsfähigkeit herangebildet werden. In

dieser Utopie ist die - für alle erheblich - verminderte Erwerbs- und Berufsarbeit nicht mehr die beherrschende, sondern nur noch eine unter anderen Ausdrucksformen, in denen sich die Gesellschaft vervollkommen kann. Dieser Entwurf kann sich nicht für eine Zukunft der Arbeit interessieren, die, wie in der industriegesellschaftlichen Epoche, in den technischen Fortschritt und in ständige spezialistische Arbeitsteilung gestellt ist. Deswegen ist ihm auch das gewalttätige Fetisch Wort „Innovation“ fremd. Im Gegenteil, er setzt darauf, dass es immer weniger die technischen Neuerungen und die strikte Naturbeherrschung sein müssen, die die Gesellschaft neu zusammenbinden und zu ihren inr, Metamorphosen zwingen.

Wo die medienkulturellen Herolde die Zukunftslosigkeit der Arbeit verkünden, weil sie Gesellschaft für nicht mehr realisierbar und somit schlechthin für eine, sentimentale Lästigkeit halten, baut der Gorz'sche Abschied von der Arbeitsgesellschaft im Gegenteil auf eine gesteigerte, intensivere Gesellschaft. Aber auch bei ihm läuft es auf Geschichtslosigkeit hinaus und auf den Verzicht auf Zukunftsprojektionen, die sich auf Vergangenheit, Erfahrung und Kontinuität stützen. Die neue Teilung der Arbeit wäre wohl das Gegenteil der Arbeitsteilung, in der sich bisher die Gesellschaft geschaffen und, gezogen vom technischen Fortschritt, voranbewegt hat. Aber ihre Verwirklichung lässt sich nicht, und hier bleibt die Utopie undeutlich, ohne Revolutionierung, Umwälzung nahezu aller Institutionen bewerkstelligen. Sie vertraut noch, wie Rousseau und der junge Marx, auf eine naturhafte Autonomie der Individuen, die zwanglos einen jeden seinen Ort in den komplizierten Sozialgefügen finden lasse. Und sie baut auch auf die selbstverständliche Lust aller, ihre Rechte und Pflichten zu suchen.

Gewiss, Utopie darf das, muss das auch. Aber sie wird kraftlos und kann nicht inspirieren, wenn sie nicht mit aller Deutlichkeit das Wort „Revolution“ ausspricht und hinreichend deren Zeitpunkt und deren Ort bestimmen will. Auch bei der Utopie kommt es auf Rechtzeitigkeit an. Und sie muss wenigstens eine Vorstellung davon geben können, wer ihre Gegner sind und worin ihre Abwehrmacht besteht.

Zu den realen Gegnern der Utopie vom Ende der Arbeitsgesellschaft und damit zu den Gegnern einer gerechteren Umverteilung der Arbeit zählt die große Mehrheit der „Arbeitsbesitzer“ - ein Ausdruck, den Gewerkschafter nicht lieben, denn er besagt ja, dass sie damit die Verteidiger von Privilegierten und deren Privilegien seien. Die Moral und das Bewusstsein dieser Mehrheitsmittelklasse von Arbeitsbesitzern sind noch tief in der Arbeitsgesellschaft verankert. So muss sie weiterhin auf eine Zukunft der Arbeit bauen, auch wenn sie sich darunter vor allem technische Ordnungen vorstellt.

In dieser Mehrheit mag man mittlerweile noch so viel reden von der Unsicherheit des eigenen Arbeitsschicksals, von dem Zwang zum ständigen Wechsel der Berufsperspektive und von der prinzipiellen Unsicherheit seiner Kinder, schließlich von der unvermeidlichen Minderung der Realein-

kommen: an der Arbeitsgesellschaft hält sie fest. Sie glaubt an die Notwendigkeit von Hierarchien, an das Recht auf Privilegien durch Kompetenz und durch Macht der Stellung, an die noch immer gegebene Chance der meisten auf ein selbstgestaltetes Leben durch Berufsarbeit und ihren Gefügen, an die mögliche Kraft des Staates, den Markt hinreichend zu ordnen und jeden einmal zu seiner Chance kommen zu lassen. Mit anderen Worten, diese herrschende Mehrheitsmittelklasse, die heute über Arbeit verfügt, glaubt an Gesellschaft und an die Unvermeidlichkeit der Institutionen, die nur eben zurzeit ihre Arbeit nicht richtig machen.

Mit anderen Worten auch: Diese Mehrheit will keine Erfahrungen machen. Jedenfalls will sie keine Konsequenzen ziehen aus der mannigfachen Evidenz, dass Arbeit heute zum Spaltungskeil der Gesellschaft wird. Sie will nicht, dass deutlich ausgesprochen wird, dass die Institutionen, die doch zur Integration der Gesellschaft und zu ihrer vernünftigen Selbstregulierung geschaffen worden waren, nunmehr zur Mitwirkung bei der sozialen Desintegration verurteilt sind. Das gilt für den Steuerstaat wie für den Sozialstaat, für die Apparaturen zur Behandlung des Lohnkonflikts wie für die Bildungseinrichtungen und die Informationsfreiheiten. Das gilt am Ende auch für die Gewerkschaften. Sie wissen das auch und quälen sich damit. Nur eben aussprechen dürfen sie das nicht. Das würde ihrer Imponiermacht schaden, ihre Mitglieder verschrecken und ihre Kampfkraft unterminieren. So haben sich überall in Europa die Gewerkschaften darauf eingerichtet, in der Verteidigung der erworbenen Stellungen der Mehrheit zu bleiben, gegen die Minderheit der dauerhaft Ausgeschlossenen - seit einem Vierteljahrhundert schon.

Darüber ist nicht zu höhnen. Denn die Mehrheit der Arbeitnehmer, zumal der organisierten, findet nach wie vor Bestätigung und Befriedigung in den Gefügen der Arbeitsgesellschaft. Sie erlebt noch, dass der Erwerb von Berufskompetenz zu sozialem Aufstieg, zu Geltung und höherem Einkommen führen kann. Sie kann noch die Verfügung über Technik und die Spezialisierung genießen, darf Hoffnungen auf den technischen Fortschritt als eine sinnvolle Menschheitsunternehmung setzen. Schwer ist es da für eine Gewerkschaft, sich dieser noch,immer mächtigen Strömung zu widersetzen und den Mitgliedern klarzumachen: Noch seid Ihr in der Mehrheit, aber diese Mehrheit wird dünner und schwächer. Denn alles, was die Mehrheit heute schaffend genießt, geht nunmehr auf Kosten von ... Nicht nur auf Kosten einer absinkenden Minderheit, die sich an die Welt der Qualifizierten nicht anschließen kann. Sondern auch auf Kosten Eurer eigenen Chancen, noch eine Gesellschaft zu bilden, euch nicht blind den Massentrends des Sozialdarwinismus unterwerfen zu müssen.

Eine Arbeit, wie sie die industriegesellschaftliche Epoche geprägt hat und wie sie heute noch von den Gewerkschaften verteidigt werden muss, hat keine Zukunft. Auf sie kann nicht mehr das Zivilisationsprojekt „Gesellschaft“ gestellt werden, wie das ein letztes Mal im organisierten Kapitalismus der wohlfahrtsstaatlichen Jahrzehnte geschehen ist. Was an die Stelle der Arbeits-

gesellschaft treten könnte, ist heute noch nicht einmal in Umrissen zu sehen. Auf schmerzlose oder glimpfliche Übergänge können wir nicht rechnen. Gewalt liegt auf dem Weg.